

REZENSION

Leslie Morris: The Translated Jew. German Jewish Culture outside the Margins

Leslie Morris: The Translated Jew. German Jewish Culture outside the Margins (=Cultural Expressions of World War II). Evanston, Ill.: Northwestern University Press 2018, 235 S., ISBN: 978-0-8101-3763-9 (paper), 34,95 \$.

Besprochen von Hans-Joachim Hahn.

Mitte der Nullerjahre identifizierte Doris Bachmann-Medick in ihrer innerhalb der deutschsprachigen Diskussion einflussreichen Darstellung der diversen kulturwissenschaftlichen Wenden *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften* (2006) Übersetzung als einen neuen Grundbegriff der Sozial- und Kulturwissenschaften. In einer globalisierten Welt wechselseitiger Abhängigkeiten, komplexer Austauschprozesse und zunehmender Vernetzungen erschienen Prozesse des Übersetzens jetzt als grundlegende Praktiken, die nicht mehr in einem linguistisch oder textwissenschaftlichen Verständnis von Übersetzung aufgingen. In Bachmann-Medicks Darstellung avancierte Übersetzung regelrecht „zu einer Leitperspektive für das Handeln in einer komplexen Lebenswelt, für jegliche Formen des interkulturellen Kontakts, für Disziplinenverknüpfung und für eine methodisch geschärfte Komparatistik im Zeichen einer Neusicht des Kulturenvergleichs“.¹

Wie fruchtbar das Paradigma der Übersetzung für die Methodendiskussion ebenso wie für das Nachdenken über die Gegenstände und das Forschungsfeld der Jüdischen Studien in Nordamerika, Israel und Europa sein kann, zeigt eindrücklich die von der an der University of Minnesota lehrenden Leslie C. Morris 2018 veröffentlichte Studie *The Translated Jew*, die überdies eine Reihe weiterer interessanter, disziplinärer Verknüpfungsmöglichkeiten vorführt. Neben der translatorischen Wende in den Kulturwissenschaften stellt vor allem auch die seit den 1980er Jahren zu beobachtende verstärkte Aufmerksamkeit für die räumliche Dimension der historischen Forschung, der sogenannte „spatial turn“, dem ein weiteres Kapitel bei Bachmann-Medick galt, einen zentralen Anstoß für Morris' Perspektivierung der Jüdischen Studien dar.

Am Anfang ihres Einleitungskapitels steht eine Reflexion über den Lieblingsswitz ihrer Mutter, die als „a Hungarian half-Jew“ die deutsche Okkupation in Paris überlebte: Ein Kannibale, der in einer Air-France-Maschine sitzt, antwortet auf die Frage der Stewardess, ob er die Speisekarte sehen wolle: „Non merci, Madame, seuelement [sic] la liste des passagers“ (S. 3). Daran illustriert sie die „Ängste und Notwendigkeiten“ des Übersetzens sowie die politischen Absteckpflöcke („political stakes“) dessen, was das

¹ Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 2007 (2. Auflage), S. 239.

Werden und Sein eines „translated Jew“ im Titel ihrer Studie bedeuten könne. Denn, wenn sich ihre Mutter durch das obsessiv wiederholte Erzählen dieses kolonialistischen Witzes nach einem Verdecken ihrer „Jüdischkeit“ durch den Mantel einer „Frenchness“ gesehnt habe, so gehöre als Kehrseite zu dieser Sehnsucht, dass der „Kannibale“ in seine „Frenchness“ gezwungen worden sei. Diese spannungsreiche Beziehung zwischen Jüdischkeit und Übersetzung, die Morris in ihrer Deutung der anekdotischen Erinnerung an ihre Mutter herausstellt, markiert den Beginn ihres Projekts.

Das Buch gliedert sich in vier große Kapitel, von denen das erste „Translating the Textual/Digital/Sacred/Provisional“ (S. 27–63) am weitesten über den Bereich des Literarischen ausgreift, wie dessen Titel bereits andeutet. Es kann daher als paradigmatisch und grundlegend für den ganzen Band angesehen werden. Im zweiten Kapitel (S. 65–112) untersucht Morris die Zirkulation von „Jewishness“ zwischen Nordamerika und Europa. Anknüpfend an Dan Mirons Vorschlag, die jüdische Literaturgeschichte als eine Serie „tangentialer“ oder „benachbarter“ („contiguous“) Lektüren zu verstehen, vereint sie darin Analysen von Werken des in den 1960er Jahren nach Großbritannien ausgewanderten deutschsprachigen Autors W. G. Sebald, des bilingualen französisch-amerikanischen Autors Raymond Federman, des „German-Jewish Portuguese visual artist“ Daniel Blaufuks sowie des „mid-century American writer and critic“ Alfred Kazin (S. 19). Dabei zielen ihre Lektüren darauf ab, solche Bindestrich-Zuschreibungen im Diskurs der Literaturwissenschaft zu hinterfragen. Das dritte Kapitel (S. 113–152) ist einer Anzahl experimenteller Lyriker*innen und Künstler*innen wie Alan Sondheim, Robert Fittermann, Heimrad Bäcker, Adeena Karasick sowie der früh verstorbenen, zuvor viele Jahre in Basel lebenden britischen Lyrikerin und Übersetzerin Anne Blonstein (1958–2011) gewidmet. Blonsteins Aufgreifen des *Notarikon*, eines rabbinischen Verfahrens der Hermeneutik, bei dem die Anfangs- oder Schlussbuchstaben eines Worts für ein anderes Wort genommen werden, bezeichnet Morris sogar als „emblematisch“ für das Übersetzungsverfahren, von dem sie ihre eigene Studie motiviert sieht (S. 20). Im vierten Kapitel (S. 153–196) schließlich erkundet sie am Beispiel der aus Czernowitz stammenden Lyrikerin Rose Ausländer insbesondere Formen der Selbstübersetzung, die sie zu Verfahren serieller Ästhetik und Wiederholung in der US-amerikanischen Popart in Verbindung setzt. Den Text beschließen ein kurzer Epilog, die Anmerkungen zum Fließtext sowie ein mehrseitiges Personen- und Stichwortverzeichnis.

Dass der Literatur eine übergreifende, gleichsam alle kulturellen Formen in Beziehung setzende Funktion eigne, gehört zu den Grundannahmen der Studie, die Morris auch mit einer, von ihr gleich zweimal angeführten Beobachtung des dekonstruktivistischen Literaturwissenschaftlers Paul de Man begründet, der das Literarische als Moment beschreibt, das allen kulturellen Formen eigne (S. 35 und S. 72). Im ersten Kapitel geht sie von einer Perspektivierung Berlins als „Jewish Space“ aus, wobei sie – wie in der gesamten Studie – eine Verschiebung des Blickwinkels anregt. So schlägt sie vor, Berlin „jüdischer“ zu machen, in dem sie es in einen „discourse of Jewish spaces“ (S. 30) einschreibt. Einen Ausgangspunkt bildet dabei der zwischen 2006 und 2010 auf einer innerstädtischen Brachfläche am Mauerstreifen zwischen Berlin Mitte und

Kreuzberg errichtete Skulpturenpark Berlin_Zentrum.² Die dort von Miklós Mécs 2007 aufgestellte Installation eines Davidsterns, der aus zwei übereinander montierten Vorfahrt-gewähren-Schildern besteht, war inmitten des Gesträuchs kaum sichtbar und verschwand im Laufe des Sommers immer weiter hinter der üppig wachsenden Vegetation. Ein Foto davon, dem teils verdeckten Davidstern, zierte das Cover von Morris' Studie. Der Grundgedanke einer Flüchtigkeit von Referentialität, hier des „Jüdischen“, der Performativität von Zugehörigkeiten sowie die temporäre Sichtbarmachung unterschiedlicher Schichten historisch vielfach geprägter Orte ist so in ein prägnantes Bild gefasst. Denn angrenzend an das Gebiet des Skulpturenparks erstreckte sich zur Zeit der Weimarer Republik der „largely Jewish-owned newspaper and publishing district“, wo zuvor bereits bis 1918 das jiddischsprachige Theater der Gebrüder Herrnfeld seinen Ort besaß.

Auf diese Weise widmet Morris besonderes Augenmerk der Rolle des Raums in Berlin, um eine Rhetorik von Trauer und Verlust kritisch zu reflektieren, wobei sie die These vertritt, dass Berlin weniger als Ort der Trauer Bedeutung zukomme, sondern vor allem als Ort „where the concept of ‚place‘ itself is mourned“ (S. 31). Weniger solchen einzelnen Zuspitzungen als der immensen Affinität zu einer Vielzahl theoretischer Ansätze, die Morris für ihre Fragestellungen nutzbar macht, verdankt sich die Qualität dieser Studie. Wenn sie etwa „jüdische Geographie“ insgesamt als Sprechakt bezeichnet, der selbst performativ „Jüdischkeit“ – „Jewishness“ hervorbringe (S. 32), oder sich auf die französischen Theoretiker Marc Augé und Michel de Certeau bezieht, dann zeigt sich darin ihr innovatives, spielerisches und höchst anregendes Verfahren. Berlin erscheint weder als Ort „(modernistischer) Sicherheit und Stabilität“ noch als „postmoderne Unbestimmtheit“, sondern als „Nicht-Ort“, der die historischen Spuren früherer Plätze weder aufnimmt noch integriert (S. 33).

Besonders interessant ist die durchgängige Kontexterweiterung. So stellt Morris u.a. die „post-Holocaust installation art“ von Künstler*innen wie Horst Hoheisel, Renate Stihl und Frieder Schnock oder Shimon Attie in einen größeren, komparativen und historischen Zusammenhang. D.h. konkret etwa, dass sie die American Popart ebenso wie den Minimalismus als Kontexte dieser Kunstaktionen berücksichtigt. Zusammenfassend vertritt Morris die Auffassung, dass all die von ihr diskutierten Projekte einen Weg eröffneten („open up“), „to reimagine German Jewish urban space, history, and memory, and to move from the reification of Auschwitz to the spaces – semiotic, discursive, and indexical – that lie beyond the aleph of Auschwitz“ (S. 63).

Dass ihr konstruktives Verfahren, das sie an einer Stelle in Benjaminscher Diktion als „Aufgabe, ‚Jüdischkeit zu übersetzen“ („task of ‚translating Jewishness““, S. 74) beschreibt, durchaus Ein- und Widersprüche provozieren soll und kann, lässt sich besonders deutlich an ihrer Diskussion des deutschsprachigen Schriftstellers W. G. Sebald verdeutlichen, den sie im Gedankenexperiment als „British post-imperialist writer“ liest und eher neben Hanif Kureishi, Kazuo Ishiguro oder Pico Iyer platziert als neben Günter Grass oder Uwe Timm. Wenn Sebalds Werk als postimperiale britische Literatur gelesen werden könne, so fragt sie, was für Implikationen ergäben sich dann für

² Zu dessen Geschichte: KUNSTrePUBLIK: Skulpturenpark – Konzept & Geschichte, online unter: <http://www.skulpturenpark.org/deutsch/history.html> [2.1.2020].

die aktuellen Debatten über deutsche und jüdische Erinnerung? Ihre Lektüre schreibt Sebalds Texten dabei regelrecht eine „Jewishness“ zu, die sie anschließend befragt: „Does the ‚Jewishness‘ conferred upon Sebald (or his texts) place him as a kind of extraterritorial?“ (S. 74) Ein solcher konstruktivistischer Umgang mit Subjektpositionen und vielfältigen Diskursen macht aus seiner poststrukturalistischen Herkunft keinen Hehl. Für diese spielerische und hochintelligente Weise, Grenzziehungen im Feld der Jüdischen Studien zu befragen, können wir Leslie Morris im gegenwärtigen Klima von Identitätsverengungen dankbar sein.

Zitiervorschlag Hans-Joachim Hahn: Rezension zu: Leslie Morris: *The Translated Jew. German Jewish Culture outside the Margins*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 14 (2020), 26, S. 1–4, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_26_hahn.pdf [dd.mm.yyyy].

Zum Rezensenten Dr. Hans-Joachim Hahn ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im D-A-CH-Projekt „Deutschsprachig-jüdische Literatur seit der Aufklärung. Neue Zugänge in Paradigmen“ am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel. Zuvor Gast- und Vertretungsprofessuren, Gastdozenturen sowie Lehraufträge an Universitäten in Aachen, Berlin, Bern, Graz und Zürich. Von 2006 bis 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig. Er lehrt als Privatdozent für Neuere deutsche Literatur an der RWTH Aachen.